

Hans Neuhold, Advent 1944 auf dem Lande

Der Text veranschaulicht eine Jugenderinnerung. Er ist im hexametrischen Versmaß abgefasst.

Nicht nur wenige Male schon sind wir, so darf ich wohl sagen,
den uns vertrauten Weg durch den Monat Dezember gewandert,
hin durch die Zeit des Advents bis zum Tage der Weihnacht.
Aber wir wissen: Es ist nicht möglich, denselben Fluss dann
auch nur ein anderes Mal auf dem nämlichen Weg zu besteigen,
denn es spiegelt sich jedes Bild dieser Dinge der Erde
auf dem Grunde der Seele in immer neuen Gestalten,
und wir erleben, so oft es vergönnt war, immer von neuem
jenes vertraute und nie ergründete Wesen der Weihnacht.

Einmal – es war, ich entsinne mich gut, im November des letzten
der unseligen Jahre des völkerverheerenden Krieges,
als wir Schüler, mit Rechnen beschäftigt, in schönsten Gedanken
an das kommende Fest und die nahenden Ferien schwelgten
oder doch hofften, es würde schon in der nächsten Sekunde
uns das warnende Heulen der Handsirene des Hauses
aus der Qual des gottergebenen Rechnens erlösen,
eben da trat der Pedell in den Raum der 3 b und posaunte:
„Frei hobt’s, den ganzen Dezember!“ „Unterrichtsfrei, und ka Schul mehr!“
rief er, dem Cäsar vergleichbar, mit imperatorischer Würde
so, als wollte er sagen: „Quiriten, ihr seid nun entlassen!“
Und er schwenkte in seiner Rechten mit großer Gebärde
gleich einem wehenden Banner den herrlichen Schrieb des Direktors.

Schulhauserschütternd und weitaufschauend im Unterrichtssaale
scholl nun der Buben Geschrei und Gejohle aus rüstigen Kehlen,
und wie vom Hufe der Pferde war wildes Getrappel zu hören.
Aber so wie dann doch das wüste Getöse verstummte,
reckte ein jeder der Buben den Hals und spitzte die Ohren,
als der Professor – er war schon zu alt für den Dienst mit der Waffe –
als der Professor, den Zettel mit zitternder Rechter ergreifend
jetzo zu lesen begann und zum ersten Mal willig Gehör fand:
Flüchtlinge aus dem Banat und dem siebenbürgischen Sachsen
seien gekommen mit Tross und Train und mit Pferden und Wagen,
denen, so wurde verkündet, in unsrer Schule Quartier und
Obdach und Schutz vor der grimmigen Kälte des Winters gewährt war.

Also las der Professor und lehnte sich seufzend zurück dann,
blickte hinein in die fröhliche Schar, die so ohne Verständnis
für die Nöte der Zeit, nur auf ihr eig’nes Vergnügen bedacht war.
Aber mit brüchiger Stimme und dünn erhobenem Finger
stand er kraftlos und sah die flüchtigen Bengel enteilen.
Jeder war, so schnell ihn die Beinen zu tragen vermochten,
heim zu den Seinen geeilt, denn er wollte sein Glück nicht versäumen.

War's denn ein Glück auch für mich, so war doch ein bitterer Tropfen
mit in die Freude gemischt, denn es schien mir beileibe nicht sicher,
ob ich, ein Bürschlein, das eben dreizehn Jahre nur zählte,
wohl auch in diesem Advent auf dem altvertraut richtigen Weg war,
um die so schöne und herrliche Weihnachtsfreude zu finden,
die doch am reinsten und schönsten im Schoß der Familie aufblüht.

Diesmal würden der Vater und Mutter und Schwester mir fern sein,
aber mir nah nur in den wenigen Zeilen des Schreibens,
das ich erwarten durfte wie alle die Briefe zuvor schon,
die da gekommen waren aus jener Stadt, wo der Krieg nur
als eine innerlich schleichende Pest am Leibe des Staates
wütete oder als erdeversengender Hagel der Bomben.

Aber was soll's! – Schon dampfte der Tee im Hause des Onkels
und es glänzte die köstliche Speise aus gelblichen Eiern
auf dem gewaltigen Tisch. Aber dort vor den eisigen Fenstern
glänzte im fahlen Dämmerlicht des nahenden Morgens
der mir die Ferientage versprach, der frostige Schnee.

„Olsdann“, so ließ sich vernehmen der sehnige, hagere Rossknecht,
und er zerteilte mit schwieligen Händen das duftende Hausbrot,
„ollsdann, so gemma's holt an, mia zwoa!“ – Und er fügte hinzu noch:
„Dass'd ma nit aufstehst eanta, bis'd satt bist und einwendig gnua host!
Wird a wen'g frisch heit wern, moan i, wann der Himmel so klor is!“!
Also sprach er und füllte die halbleere tönernen Schale
mit einem kräftigen Schuss von Rum aus der schönen Karaffe,
was ihm in jener kargenden Zeit nur ganz selten vergönnt war.

Als die Begierde des Tranks und der Speise in Ruhe gestillt war,
schritten wir rüstig ans Werk und schirrten die stampfenden Pferde,
legten den beiden stämmigen grauen Norikerhengsten
Zaumzeug um und das Kummet und spannten sie dann vor die Kufen.
Bald schon glitten wir sanft dahin. Es knallte die Peitsche,
hell ertönte das Schellengeläut im Takte des Trabes.
Bergan und immer höher hinauf durch verschneites Gelände
führte der silberne Weg in die schneeige Tiefe des Waldes.
Dort war freilich harte Arbeit zu leisten, bis endlich
jeder rundliche Stamm, mit kundigen Griffen gebändigt
und mit Ketten sorgsam vertäut, auf dem Schlitten bereitlag.
Nun erst war es nach wohlverrichteter Arbeit gestattet,
auszuruh'n und die müden Glieder wohlrig zu lösen,
denn es galt, uns für die gefährliche Abfahrt zu rüsten.

Da nun, auf diesem verlorenen Plätzchen inmitten des Waldes
schwebten mit einem Mal aus der blendenden Weiße des Landes,
aus der Tiefe des dunstigen Tals und der Bläue des Himmels
lautere Engel des inneren Lebens, die Bilder des reinen,
ungestörten Empfindens entgegen. – Es lagerte ringsum
unfassbare, unglaubliche Stille, nur einmal und wieder
krachte ein dorrender Ast, auf dem sich die Schneelasten türmten,

oder es knackste leis´ in den kälte durchsplitterten Stämmen.
Auch die silbernen Glocken des lieblichen Schellengeläutes
waren verstummt, denn es standen die Pferde sogar ohne Regung
und empfanden die Ruh´ dieser winterlichen Verklärung.

Ruhte der Blick auf der diamantenen Fläche der Wiesen
oder schwebte er hin zu den Herrlichkeiten des Bergwalds,
wurde der Hauch des Advents und die Ahnung der kommenden Weihnacht
spürbar inmitten der ringsum blendend schimmernden Schneepracht;
und das Gefühl eines tiefen Verlassenseins überkam mich,
wenn ich sehnd und bang meiner fernen Lieben gedachte,
bis dann fröhliche Zuversicht im Herzen erwachte
bei dem Gedanken an all das Schöne des nahenden Festes.

Plötzlich drang die Stimme des Knechts durch die lastende Stille.
Der nun hatte, auf seinem Baumstamm wonnevoll dösend,
jetzt sein Pfeiflein zu Ende gepafft und rief ohne Säumen:
„Auf geht´s, Buama!“ – so nannte er seine gemütlichen Grauen –
„auf und dahin, hüahott!“ und auf ein peitschenknallendes
Zeichen legten sich beide muskelgewaltigen Leiber
in das Geschirr und zogen die angefrorene Baumlast
mit einem mächtigen Ruck von der Stelle. Es klangen die Schellen.
Hurtig trabten die Tiere mit stollentragenden Hufen
über die eisige Bahn, denn sie ahnten die Wärme des Stalles.
Dort im Hause nun galt mein erster Blick jener Stelle,
wo die tägliche Post für den raschen Empfänger bereitlag,
aber es trug kein persönliches Schreiben vertrautere Züge.

Nebenan waren im Hause die fleißigen Mägde geschäftig,
aus den harzigen Zweigen, die vor dem Tag des Andreas
von den Tannen geschnitten waren, die Kränze zu knüpfen,
die dann am späteren Abend desselbigen Tages, nachdem sie,
kerzen- und bändergeschmückt, die Weihe der Kirche empfangen,
aufgehängt werden durften als einzige Zierde des Raumes,
überall in den Wohnungen Licht und Leben verheißend.

Schon am frühen Abend des ersten adventlichen Tages
sah man sie alle vereint in der guten, gemütlichen Stube,
die das Reisig geholt und die fröhlich-gesprächigen Mägde,
die es sodann mit Fleiß zu kunstvollen Kränzen gewunden,
und die jungen Kommies und die warenverkaufenden Mädchen,
dazu die Kinder und älteren Leute des treuen Gesindes
mit dem würdigen Haupte des Hauses, dem freundlichen Onkel,
allen voran der bekannte Lenker der Pferde.

Dieser gebot nun Stille. Die künstlichen Lichter erloschen,
und es war für mich der Moment, die erste der Kerzen
auf dem unter der Decke hängenden Kranz zu entzünden.–
Jeder hielt, am Boden knieend, die Hände gefaltet
über der vor ihn hingerückten Fläche des Stuhles,
als der des Reitens und Betens kundige Lenker der Pferde

jetzo mit grabesfinsterer, dröhnender Stimme den frohen
Rosenkranz, den freudenreichen, zu beten nun anhob.
Alle sprachen dagegen im Gleichlaut des schallenden Chores,
bis der Arm und die Knie und der Rücken zu schmerzen begannen.

Als nun geendigt des frommen Chores brausend Gemurmelt,
hoben sie darauf die Hände zum einfach bereiteten Mahle:
Roggene Krapfen, in siedend-brodelndem Kunstfett gebacken,
aß man und trank des Ersatzkaffees bittere braune Melasse.
Allen, auch mir, war es wohliger und licht im Herzen geworden.
Aber mit einem Male beim Anblick des leuchtenden Kranzes
stieg mir ein würgendes, heißes Gefühl in die Kehle,
als mir einfiel, wie schön doch Mutter die Schleifen des Kranzes
immer zu winden und auch zugleich zu drehen verstanden.

Dann aber braucht es wohl nicht mehr näher geschildert zu werden,
wie dieser häusliche Kreis hernach am vierten Dezember
auch der Patronin der Knappen sich und mannlosen Mädchen
fröhlich entsann und wie besonders die Mägde des Hauses
ihrem Zweig in schelmisch-uneingestandener Absicht
das zum Blühen wärmste und tauglichste Plätzchen erwählten.
Ach, wie hatte doch Mutter immer mit liebender Sorgfalt
diese Zweige gesteckt und in schimmernder Vase geordnet!

Aber was sollte ich jetzt von dem heiligen Bischof erzählen,
der schon Tage vor seinem Kommen die Herzen der Kinder erregte?
Weiß doch jeder zu gut, wie er selber, ein Kind noch, mit Bangen
und voll Neugier zugleich vor den Heiligen Nikolaus hintrat,
um mit Zittern und Zagen sein süßes Heil zu erwirken,
oder mit furchtloser Stimme, freudig und frisch von der Leber
ihm sein Verslein zu sagen, und dann sein Teil in Empfang nahm.
Freilich war diesmal *der* wohl zu jung für die Würde des Amtes,
denn sein erhabenes Vorbild – es war der dicklich-gemütliche
Buchhalter immer gewesen – trug anstelle der Mitra
stählernen Helm und anstelle des krummen Stabes die Waffe,
und anstelle des Golds die graue Farbe des Feldes.
Auch war diesmal das Säcklein dünn für meine Begriffe.
Aber der zottige Bartl, der Schwarze, sprang wie gewöhnlich
wütend mit wehender Zunge und rasselnder Kette und suchte,
wen er erwischen könnte mit seiner pfeifenden Rute.

Eh' zwei Tage herum, war das Fest der Seligen Jungfrau
Unbefleckten Empfängnis. Es hatte die fromme Gemeinde
schon das „Gaudens-gaudebo“ in der Messe gesungen,
aber hernach, als kaum die milchige Scheibe der Sonne
hinter den Nebeln verschwand und schließlich gänzlich verblasste,
da nun waren sie alle, die Alten und Jungen des Hauses
wieder gemütlich vereint in der spärlich erleuchteten Stube:
Sangen zum traulichen Klange der Zither mit kräftiger Stimme
altehrwürdige Lieder zum Preise der Seligen Jungfrau
wahllos und doch nicht, ohne mit gläubigem Spürsinn zu wählen:

„Morgenstern der finsternen Nacht“ und „Es wird scho glei dumpa“, oder „Maria durch den Dornwald ging“ und „O Heiland reiß die Himmel auf“ und gleich darauf, ohne zu säumen „Leise rieselt der Schnee“. – Aber als wir im Singen verharrten, siehe, da öffnete sich die Tür und ein liebliches Mädchen trat in den singenden Kreis und stellte ein Bildnis der mater gravida hin auf den Tisch. Doch von draußen waren die Stimmen lachender Mädchen zu hören. Wir drinnen hingegen sprachen wechselweise den Engel des Herrn und gedachten der reinen alles beschirmenden Jungfrau. – Es war uns vor wenigen Stunden eben mit wenigen, aber doch Schrecken verkündenden Worten aus dem Rundfunk nüchternen Tones die Nachricht gekommen, Marburg sei das Ziel der feindlichen Bomber gewesen, und es habe die Nacht im eisernen Hagelgewitter tod- und verderbenbringend der Dämon des Krieges gewütet, dort, wo ich wusste, es waren die Meinen wie immer geschäftig, sich für die Weihnacht zu rüsten. – Es war zu Genüge bekannt auch, wie es die feindlichen Flieger in grausiger Absicht verstanden, Licht in die Finsternis ihres nächtlichen Angriffs zu tragen: Christbäume wurden gesetzt! – Welch schreckliches Wort in der Zeit doch, da wir uns alle schon freuten, den Baum aus dem Walde zu holen. – Ich aber war schon wochenlang ohne Nachricht geblieben aus den Händen der Eltern. – Doch nun war zum Essen gerufen:

Alle erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle, denn es war diesmal ein Fest, da gab es kein kärgliches Fasten. Alsbald hatten sich groß und klein an der kräftigen Speise gesättigt, da nun hörte man schrilles Gemecker und tolles Getöse scholl durch die aufgestoßene Tür von geschlagenen Töpfen. Auf da stoben von ihren Sitzen die ängstlichen Mägde, kreischten: „Die Hobergoaß kimmt!“ – Doch noch im selben Momente stürmte ein Furcht erregendes Wesen, in Lumpen gekleidet, mit einem Panzer aus starrendem Stroh und riesigen Hörnern in gewaltigen Sprüngen daher nach der Weise von Böcken. Aber die Habergeiß wischte mit ihrem rußigen Besen allen übers Gesicht, die nicht mehr zu fliehen vermochten, und sie fegte mit einem Streich eine tönernerne Schüssel, die, mit Äpfeln und Nüssen gefüllt, auf dem Tische gestanden, auf den Boden, sodass sie in tausend Scherben zerklirrte. – Nun erst war das rasende Ungeheuer befriedigt und es streute zum Abschied die glänzenden Körner des Hafers überallhin auf den Boden – und schon war’s wieder verschwunden. Heidnischer, untilgbarer und doch – mit Erlaubnis zu sagen – altehrwürdiger Brauch, der hier am ersten von dreien Thonarstagen vor Weihnachten fröhliche Urständ’ erlebte.

Aber dagegen nach wenigen Tagen am Feste Lucia traten die Träger des Lichts aus der finsternen Nacht in die Häuser: Kräftige weiße Gestalten mit hochaufragenden, hell von innen erleuchteten Kappen, die, glocken- und schellenbesetzt, beim Laufen erklangen, sprangen herein in geschlossener Reihe.

Aber es war mein Geschäft, diese leuchtenden Kappen zu stützen,
wenn ihre Träger, sich bückend, die niedere Schwelle betraten.
Diese durften nicht ruh'n und mussten immerzu laufen,
mussten sogar den Schnaps, der ihnen in Gläsern gereicht ward,
während des Laufens ergreifen und in die Kehle sich gießen.
Dann, zum Dank für die scharfe, Gaumen letzende Gabe
liefen die Glöcklerburschen im Rund des geräumigen Hofes
schöne Figuren und ineinander verschlungene Kreise,
bis der letzte Ton ihrer Schellen verklang und die Lichter
in der finsternen Nacht unseren folgenden Blicken entschwanden.

Sollte nun jemand glauben, es seien der Späße genug jetzt
schon getrieben in jener steirischen Gegend, der wisse:
Unerschöpflich ist der Schatz unsres heimischen Brauchtums.
Aber es hatten zum Glück die scheußlichen Perchten vergessen,
ihren unheimlichen Brauch in den Tagen des Krieges zu üben.
Auch war ihnen zu Ohren gekommen, dass überall Mangel
herrschte an fettem Fleisch und würzig geräuchertem Schinken,
und es schweben die Manen doch sein den Tagen der Griechen
aus dem Erebos nur zum Blut der geschlachteten Tiere.

Also war endlich die Zeit, für die Feier der Heiligen Weihnacht
alle die schönen und nötigen Dinge vorzubereiten,
die uns als sichtbare Zeichen der Freude so teuer geworden.
Immer noch war kein tröstliches Zeichen der Meinen erschienen.

Aber im Hause begann ein gewaltiges Rüsten und Schaffen:
Ein gemästetes Schwein, dessen Schlachtung für Weihnacht bewilligt,
wurde nach allen Regeln der Kunst zerwirkt und gespeichert.
Kaum war dieses erledigt, so mischte die kundige Köchin
Nüsse mit Feigen und faltigen Kletzen in riesiger Schüssel,
würzte mit viel Koriander und formte die schwarzbraunen Wecken,
um sie als schönste Gabe in jener hungernden Weihnacht
in die weniger glücklichen, darbenden Häuser zu schicken.

Mir aber war das Geschäft, mit feingeschliffener Hacke
und in Begleitung eines der beiden rassigen Hunde,
der seiner Mordlust wegen der hemmenden Leine bedurfte,
hin in den schneegepanzerten Wald durch den Wirbel der Flocken zu stapfen,
um aus der großen Zahl ihrer silbernen Stammesgenossen
mit gezielten Schlägen die schönste der Tannen zu fällen.

Dann wieder galt es, die schönverzierte kupferne Pfanne
mit ihrem vieldurchlöcherten Deckel vom Boden zu holen
und sie dann für den frommen Gebrauch in der stürmischen Rauhnacht
und den weihrauchwölkenden wie die Düfte des wilden
Speiks verströmenden Dienst gehörig aufzupolieren.

Schließlich galt es da noch die altertümliche Krippe
in den festlichen Stand zu versetzen. – Doch als ich gerade
eifrig mit glühendem Eisen hantierend, die Wände des morschen

almhüttenähnlichen Stalles mit brandigen Spänen erneute,
allda rief eine fröhliche Stimme die freudige Botschaft:
Und ich kam und schaute. – Da lag er, der lang schon ersehnte,
schimmernde Brief mit den traulichen Zügen. Da stand nun zu lesen:
Sei ohne Sorge! Wir sind gesund und munter und hoffen,
bald schon dich wiederzuseh'n“. - Nun endlich war es gekommen,
Zeichen des Lebens, der Liebe der Meinen. – Die Freude war maßlos.
Aber, so will es mir heute im Nachhinein scheinen: Was hätten
alle die würdigen Bräuche und all das geschäftige Treiben
ohne dies im Herzen erfreuende Zeichen bedeutet?
Was aber wiegt uns're Liebe gegen das göttliche Leben,
das uns in jener Weihnacht geschenkt? – Und so darf ich nun schließen:

Immer doch ist das Ziel unsres wanderseligen Mühens
jenes über die Maßen schöne Bild der Erfüllung,
das wie ein Zeichen des Kosmos, der ewiggültigen Ordnung,
wie ein leuchtender Turm unsrem suchenden Sinnen voransteht.
Immer doch ist das glückliche Ziel die Befreiung der Seele
aus der Bedrängnis der Zeit und der Dunkelheit des beengten
In-sich-selbst-Gefangenseins als dem Kerker der Liebe.

Perchau 1965, Hans Neuhold

